Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 5 (1937-1938)
Heft: 8

Artikel: Gottfried Keller und die Romantik
Autor: Staiger, Emil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759015

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

langt, dass auch dem Kleinen ein Daseinsrecht gewährt wird. Letzten Endes muss auch die Staatengeschichte das Mass menschlichen Geschehens tragen. Bei Gagliardi tut sie dies und beruft sich dabei mit Recht auf jenen Historiker, dessen Zugehörigkeit zur Schweiz uns heute mehr als je teuer ist.

Gottfried Keller und die Romantik

Rede gehalten am Jahresbott 1937 der Gottfried Keller-Gesellschaft in der Aula der Universität Zürich

Von Emil Staiger

Es läge nahe, über Keller und die Romantik so zu sprechen, dass der Zusammenhang mit dem romantischen Schrifttum Deutschlands sichtbar würde. Da müssten wir seine tiefe Liebe zu Jean Paul erwähnen, seine Freude an Hauff und Hoffmann, den „Apotheker von Chamonix", der mit Heinrich Heine abschliesst; wir müssten wohl gar nach Stellen suchen, die eine Erinnerung an diese und andere Dichter bedeuten dürften, und damit das verehrte Werk in eine Summe von Erlerntem und Ererbtem roh zerschlagen. Doch eben dies soll nicht geschehen. „Romantik" gelte hier als Name für eine Möglichkeit, Mensch zu sein, die stets bestand und noch besteht, die in der so benannten literarischen Epoche nur die seltene Erfüllung fand, in Gottfried Kellers Wesen aber wie an einer echtern Wahrheit scheitert und begraben wird.

Doch wie schildern wir in Kürze dieses romantische Dasein? Wer „romantisch" sagt, der meint zunächst „phantastisch", „überschwenglich", „weltfern" und „träumerisch". Und wir brauchen uns nicht allzu weit von diesen ungelehrten Auslegungen zu entfernen. Der Romantiker gleicht dem Kinde, das sich still sein Reich erbaut und darin herrscht, unbehelligt von alledem, was den Besonnenen umgibt. „Die Stube da soll ein Palast sein!" Sie ist's und strahlt in purem Gold. „Ich selber will ein König sein!" Und siehe da, ich bins, und Unsichtbare knien mir zu Füssen. So lebt er wahrhaft in der Zeit, von der

das Märchen weiss, dass da das Wünschen noch geholfen hat. Und wie der kleine Brentano sich in einer Tonne das Fürstentum „Vaduz" errichtet, steht auch noch der Mann Jean Paul in Sommernächten, spielt mit Mond und Stern und beugt die Milchstrasse gnädig nieder über ein liebendes Paar. Es gibt von ihm die schöne, schon im Titel wesentliche Schrift: „Ueber die natürliche Magie der Phantasie". Magie ist's, was hier waltet, so dass sich der Mensch vom Zauber- und Geheimnisvollen, Uebermächtigen ergriffen und ihm wehrlos ausgeliefert sieht, einer Farbe, einem Klang, dem Lächeln eines Engels wie dem dunklen Blick der Loreley —, und so dass der Ergriffene in dem Uebermächtigen ganz aufgeht und sich selbst als Klingsor, als ein Meister magischer Kräfte fühlt.

Jeder Mensch hat irgendwann solche Ahnungen gehegt, ehe der Widerstand der Welt ihn aufschreckt; und wir kehren gern in einen Traum zurück, der uns der Schwere des wachen Lebens enthebt. Aber einmal schien der Traum sich zur Wahrheit abzuklären, in Deutschland um 1800, als die Dichtung Goethes ungeahnte Horizonte aufriss und die Philosophie den Zugang in das Herz des Seins entdeckt zu haben glaubte. Da wachte die Hoffnung auf, dass es dem Menschen einst beschieden sei, in der Welt zu hausen gleichsam wie der Geist im eigenen Leib oder gar wie Gott im All, aller Dinge mächtig und von keiner Endlichkeit begrenzt. Ein Pantheismus blüht, der die Scheu vor dem Unerforschlich-Göttlichen vergessen hat, der betört mit der Sorge und dem Ernst des Daseins spielt und das Schicksal leugnet, das den Menschen führt, wohin er nicht will. Vergeblich warnte Goethes Spruch:

„Das geht so fröhlich
Ins Allgemeine!
Ist leicht und selig,
Als wär's auch reine.
Sie wissen gar nichts
Von stillen Riffen;
Und wie sie schiffen,
Die lieben Heitern,
Sie werden wie gar nichts
Zusammenscheitern."

Sie fuhren fort und sind gescheitert. Schon während Gottfried Kellers Jugend bricht die grosse Enttäuschung an. Die Menschheit, die sich auf dem Weg zum letzten Weltgeheimnis und zur Göttlichkeit begriffen glaubte, fand sich wie aus allen Himmeln gefallen in dem grauen Tag der Politik und einer aus den Fugen geratenen Gesellschaft. Der halb enthüllte Urgrund unseres Seins verschleierte sich wieder; und was als Lösung ausgegeben worden, schien nun Aberwitz.

Doch ein solcher Traum von grosser Magie vergisst sich nicht so leicht. Da nirgends mehr ein Glaube ist, zieht immer noch die Sage vom Verlorenen durch die Gemüter und klingt die zauberische Musik gedämpft in vielen Herzen nach, bei Adalbert Stifter, Annette von Droste-Hülshoff und bei Mörike, dem letzten König von Orplid. Auch Gottfried Keller kennt sie noch. Wunderblumen der Romantik, tief berauschende Gebilde wie der „Trost der Kreatur" und der „Abend auf Golgatha" sind als Zeugen in dem Garten seiner Dichtung stehn geblieben. Von der Geige Pans vernimmt er jene sieben alten Töne, „die umfassen alle Lieder"; im Grundquell badet noch die Nix, und das Nachtweib fährt auf „ohne Schleier, ohne alles Gewand" in höllischer Pracht. In „Lebendig begraben" entsinnt er sich, als „kleiner Pantheist" selig unter Bäumen ruhend, in den Aeuglein einer Eidechse das verborgene Geheimnis dieser Welt erkannt zu haben und von der vertrauenden Natur auf das Zarteste einbezogen worden zu sein:

„Nie hab ich mehr solch guten Blick gesehn
Und so lebendig ruhig, fein und glühend;
Hellgrün war sie, ich sah den Odem gehn
In zarter Brust, blass wie ein Röschen blühend.

Ob sie mein blaues Auge niederzog?
Sie liess vom Zweig sich auf die Stirn mir nieder,
Schritt abwärts, bis sie um den Hals mir bog,
Ein fein Geschmeide, ruhend, ihre Glieder.

Ich hielt mich reglos, und mit lindem Druck
Fühlt' ich den leisen Puls am Halse schlagen;
Das war der einzige und schönste Schmuck,
Den ich in meinem Leben je getragen!"

Dem „kleinen Pantheisten" begegnen wir im „Grünen Heinrich" wieder. Mit allen Träumen des romantisch-magischen Ich hat Gottfried Keller den Knaben Heinrich Lee begabt. Die Gefährtin seines Kinderschicksals aus vergangenen Jahrhunderten, das Meretlein, richtet in den Bohnenstauden eine geheime Herrschaft auf, lockt die Bauernmädchen, ist vertraut mit Vögeln und mit Schlangen und bricht sogar den Todesbann. Und wie der Romantiker das Leben nur als Stoff für seine schrankenlose Willkür nimmt, gefällt er selber sich darin, als Vorgesetzter in der Schule Glück und Unglück, Lächeln, Tränen, Freund- und Feindschaft zu erschaffen; oder er vergnügt sich damit, Tiere einzufangen und mit ungerührtem Blick ihre Trauer zu betrachten, bis er, dieses Schauspiels müde, mit dem glühenden Eisen zitternd durch das Gitter fährt und, als Meister über Tod und Leben, die Geschöpfe umbringt. Und als Adept magischer Künste hält er sich bei Frau Margret auf, schafft die Elemente nach, zeichnet sich das Weltall auf, formt aus Wachs Embryonen, tauft sie und lässt sie in den Gläsern zappeln und tanzen, um, ein zweiter Zauberlehrling, seinen Geistern schliesslich zu verfallen.

Doch das sind noch Kinderspiele, und nur die eigene Bedeutsamkeit, die der Dichter ihnen am Ende des Romans verleiht, berechtigt uns, sie anzuführen. An der Grenze seiner Kindheit aber findet ein Ereignis statt, das ungleich weiter führt. Heinrich, der in Goethes „Faust" eine Meerkatze vorgestellt hat und im verlassenen Theater nachts auf den Brettern, die die Welt bedeuten, stumm agiert, dann in der geisterhaften Stille zu den Paukenschlegeln greift und als ein kleiner Weltgott donnert, bis in der Finsternis der Schnee eines Frauenkörpers leuchtet, den Erschrockenen an sich zieht und er am Ende, Gretchens Füsse auf der Brust, beglückt entschläft —: dieser Knabe hat mit seiner Gottgebärde zum erstenmal ein Uebermächtiges beschworen und seinen verwirrenden Zauber gespürt; er wird nicht mehr ganz ahnungslos, wenn auch zunächst unangefochten, auf der Flucht zur Mutter Natur Judith gegenübertreten.

Judith, „eine Art Loreley" — so führt sie der Dichter ein. Und sie mag erscheinen mit der Rosenknospe im Mund, im Herbstnebel als Pomona oder in dämonischer Frühlingsnacht;

Heinrich mag mit ihren aufgelösten Haaren spielen, eine Schale Milch aus ihrer Hand empfangen oder an ihrer Brust, „der ewigen Heimat des Glückes" ruhn — ich rede, mit Bedacht gesagt, von der wunderbarsten deutschen Prosa, unbegreiflich ruhevoller und erschütternder Schönheit —: Judith ist die Erdgöttin, der gnadenreiche und scheubare Urgrund alles Lebens selbst; in ihrer Stimme schwingt der Klang der sieben alten Töne Pans; aus ihren Augen blickt das Innre wie aus denen der Eidechse; und verführerisch zugleich und richtend über falsches Tun bleibt sie jenseits dessen, was den Menschen gut und böse ist.

Das „Jenseits" dessen, was uns nach romantischer Ahnung stets nur trügerisch als Wirklichkeit umgibt, tritt ohne Hülle ganz hervor im Ur-Heinrich, dort, wo Judith in der Mondnacht sich entkleidet und dem bestürzten Knaben erscheint. Wie Keller es gelingt, das Anschaun des Unmöglichen zu vermitteln, das entzieht sich jedem Vergleich.

„Wir gingen gerade dem Waldbache entlang, über welchen der Mond ein geheimnisvolles Netz von Dunkel und Licht zittern liess; Judith verschwand plötzlich von meiner Seite und huschte durch die Büsche, während ich verblüfft vorwärts ging. Dies dauerte wohl fünf Minuten, während welcher ich keinen Laut vernahm ausser dem leisen Wehen der Bäume und dem Rieseln der Wellen. Es wurde mir zu Mute, wie wenn Judith sich aufgelöst hätte und still in der Natur verschwunden wäre, in welcher mich ihre Elemente geisterhaft neckend umrauschten."

Er schreitet weiter.

„Auf den Steinen lagen Kleider, zu oberst ein weisses Hemd, welches, als ich es aufhob, noch ganz warm war, wie eine soeben entseelte Hülle."

Und dann, nach diesem Tod des Irdischen, ertönt ein altes Lied.

„Sein Inhalt war die Tiefe des Wassers, etwas von Liebe, und sonst nichts weiter."

Der Fluss rauscht und rieselt fort.

„Und als ich einen Augenblick mich vergessen hatte, sah ich unversehens die nackte Judith... auf mich zukommen. Sie war

bis unter die Brust im Wasser; sie näherte sich im Bogen, und ich drehete mich magnetisch nach ihren Bewegungen... Jetzt setzte sie den triefenden weissen Fuss auf die trockenen Steine, sah mich an und ich sie... ich sah jedes Glied in dem hellen Lichte deutlich, aber wie fabelhaft vergrössert und verschönt... Auf den Schultern, auf den Brüsten und auf den Hüften schimmerte das Wasser, aber noch mehr leuchteten ihre Augen, die sie schweigend auf mich gerichtet hielt."

Da kann kein Zweifel sein, die Gottheit der Natur ist sichtbar da, das Traumbuch des Lebens aufgeschlagen, und in diesen Augen vermöchte Heinrich alle Träume und ihre Auslegungen zu lesen.

„Jetzt hob sie die Arme und bewegte sich gegen mich."

Wir glauben zu wissen, was nun geschieht: Eingang des Einzelnen in das All, Einswerden mit dem Urgrund, aller Romantik letztes Glück.

„Aber ich", heisst es da, „aber ich, von einem heisskalten Schauer und Respekt durchrieselt, ging mit jedem Schritt, den sie vorwärts tat, wie ein Krebs einen Schritt rückwärts, aber sie nicht aus den Augen verlierend. So trat ich unter die Bäume zurück, bis ich mich in den Brombeerstauden fing."

An dieser Stelle erinnern wir uns, dass Heinrich eine lange Nacht zwar an Judiths Brust geruht, doch nicht bei ihr geschlafen hat. In der halb humoristischen Wendung „wie ein Krebs einen Schritt rückwärts" spüren wir auch etwas wie eine Besinnung auf das Menschlich-Hilflose angesichts solcher Magie. Und Sie wissen, dass Keller in der zweiten Auflage des „Grünen Heinrich" den ganzen Abschnitt tilgte, gewiss nicht aus Prüderie und nicht nur, weil Emil Kuh es riet, sondern weil das Romantische ihm an und für sich verdächtig war und immer mehr verdächtig wurde, weil er diesen geheimnisvollen Weg in die Mitte des Seins in Wahrheit nicht für möglich und dem Menschen unerlaubt ansah. Der Schluss des Romans ist eine sehr genaue Abrechnung. Allzulange hat der junge Maler in der romantischen, von Friedrich Schlegel hochbelobten Faulheit seine Zeit vertan, wirre Träume ausgeheckt und gehofft, von innen heraus, gleichsam aus dem Nichts wie Gott, das Reich des Schönen zu erschaffen. Nun ist er nicht einmal imstande, eine Landschaft meisterlich auf seine Leinwand hinzulegen. Er hat

das Nächste nicht gelernt; und es wird ihm endlich klar: Irdisch sind und bleiben wir, angewiesen auf die Dinge, die da sichtbar um uns stehn; keine noch so tiefe Ahnung dringt zum Urgeheimnis vor; und die uns beschiedene Zukunft ist nicht Eingang in die Gottheit, unsre Zukunft ist der Tod, unwiderruflich letzter Schluss, wie es dem Irdischen geziemt. Also gibt er die täuschende Magie der Phantasie jetzt auf und wandelt fortan auf dem Weg, der schwieriger und menschlich ist, dem Weg, den Goethe angegeben:

„Willst du ins Unendliche schreiten,
geh' nur im Endlichen nach allen Seiten,"

ohne freilich auch nur in dieser überaus massvollen Art das Wort „unendlich" auszusprechen, sondern lautlos und bescheiden, als einer, der das Seine tut und nicht mehr nach Erfolgen späht.

Die Welt des reifen Gottfried Keller ist deshalb anspruchsloser und begrenzter, aber fest gegründet und gefügt; und „blauen Dunst", wie er nun gern sagt, gibt es nicht. Vielmehr fällt auf das Romantische oft ein höchst fragwürdiges Licht. Die Schwärmerischen, Ahnungsvollen sind Betörte und Verspielte, betrunkene Köhlerweiber im Wald, berauschte Bettler, deren überirdische Begeisterung schauerlich von ihren Fetzen und Silberhaaren umflattert ist, oder gar der Totenwächter im Sonett „Winterabend", diesem unvergesslichsten Bild der Ohnmacht dessen, was den Kreis des Endlichen zu sprengen scheint:

„Schneebleich lag eine Leiche, und es trank
Bei ihr der Totenwächter unverdrossen,
Bis endlich ihm der Himmel aufgeschlossen,
Und er berauscht zu ihr aufs Lager sank.

Von rotem Wein den Becher voll und blank
Bot er dem Toten; bald war übergossen
Das Grabgesicht und purpurn überflossen
Das Leichenhemd; so trieb er tollen Schwank."

Das schärfste Gericht jedoch ergeht über alle, die sich selber in der Mitte der Dinge sehn und das Leben nur als Stoff für ihre Eigenmacht missbrauchen, Störteler, John Kabys, Pineiss. Diese Strenge mildert nur der gütige Humor des Dichters, Humor, die Stimmung eines Geistes, der vom Unendlichen zu-

rückkommt auf das eng begrenzte Kleine, es nun in seiner Dürftigkeit im Grenzenlosen treiben sieht und doch weiss: Nur dies ist menschlich; alles andere bleibt verwehrt.

Welch unauffällige Entsagung, verglichen mit dem geräuschvollen Abschied, den ein Immermann, ein Lenau, ein Heine von der Romantik nimmt! Und wer dürfte sagen, der Schweizer habe weniger als sie in seiner Hoffnung Grab gelegt? Die Grösse schweigenden Verzichts kann unsereiner nicht ermessen. Selbst Judith tritt ja nur einmal ins Fabelhafte verschönt hervor. Sonst bleibt sie für befangene Blicke eine lebensfrohe Frau und gehört sie jener Welt an, die sich zu Beginn von „Romeo und Julia auf dem Dorfe" in astronomischer Klarheit und Gesetzlichkeit vor uns bewegt. Zu ihr bekennt sich Keller nun. Ueber dieser bäuerlichen Welt erhebt sich dann die Stadt, das klar gegliederte Gebilde, das Menschenhände aufgebaut und planende Vernunft und weise Umsicht fest zusammenhalten; und die Stadt gehört dem Staat, der Schweiz an, dem politischen Kunstwerk, dessen Wesen Vielgestalt und meisterliche Beschränkung ist.

Irgendwelche Hoffnung und Erwartung gibt es hier nicht mehr; denn das ist sich selbst genug und vollendet. Keller ist der Dichter des Vollendeten. Und wie unser Land nach keiner grössern Zukunft mehr begehrt, sondern das Bestehende nur immer jung und kräftig will, ist auch der Lebensweisheit seines grössten Dichters letzter Schluss die klare, rechte Gegenwart:

„Was darüber hinaus liegen sollte, das geht uns zunächst nichts an und darf uns nichts angehen; denn so erfordert es die grosse Oekonomie des Weltlebens und der Welterkenntnis... Sie ist es, welche uns zuruft: Was wollet ihr aus der Schule laufen und suchet ein Verdienst darin, an das Uebernatürliche zu glauben?... Ist das Verdienst, Treue und Weisheit? Nein, es ist Untreue, Feldflüchtigkeit und Torheit!"

Wenn aber das Romantische als Hoffnung preisgegeben ist, so bleibt es doch Erinnerung, mächtige Vergangenheit, die Gottfried Keller nie vergisst. Seine Welt, selbst die politische des letzten Werkes noch und erst recht die Welt der früheren Prosa und die Welt der Lyrik ist nie so schlechthin vordergründig wie die der meisten Realisten, die neben und nach ihm erscheinen. Sondern aus der Tiefe schimmert der versenkte

Schatz herauf. Ein Rauschgold an den Bäumen und ein Farbenspiel in blauer Luft sind Spuren; der Spinnfaden, der sich glitzernd über den Weg hinzieht, ist märchenhaft gezogen; die Seetiefe birgt Geheimnisse; doch

„eben deckt den Zauber zu
das Gewässer tief und klar."

Das Urlicht leuchtet; in den stillen Nächten rauscht die Ewigkeit, und von den Bergen weht der uralte gewaltige Frühlingshauch. Und wie der Wein im Fass sich reget, wenn die Reben wieder blühen, wacht der unvergessene Traum der Jugend in den Herzen auf; das Silberlachen aus den süssen Frauenbildern des Dichters klingt, und ihre guten Augenpaare blicken so, dass wir erkennen: alle sind sie mit Judith verwandt, ob sie gleich im Hause schalten und Frau Regel Amrain, Lux, Vreneli und Gritli heissen.

Ueberdies, hat solche Tiefe des Vergangenen nicht die Kraft, das Gesetzliche und Feste abermals hinabzuziehn? In „Romeo und Julia auf dem Dorfe" hat Keller die wahre Begebenheit, die ihm als solche wichtig war, dahin abgeändert, dass die Liebenden sich nicht erschiessen, sondern auf dem Heuschiff steuerlos den Fluss hinuntertreiben und im Wasser untergehn, im Wasser, das so magisch durch des „Grünen Heinrich" Landschaft rauscht, dem auch Judith einst entstiegen.

So sind die Wunder der Romantik aufgehoben in der Klarheit und ihr dämmeriger Grund. Es ist eine vollendete Welt, die keiner Ergänzung mehr bedarf. Und ihr Schöpfer? Das Verschleiern des Romantisch-Ahnungsvollen hat er an sich selber mit noch grösserer Sorgfalt vollzogen, als an den Gebilden seiner Kunst. Kein schwärmerisches Auge verrät die Verwandtschaft mit Hoffmann und Jean Paul. Tracht und Gebaren eines Künstlers sind ihm stets ein Aergernis. Mit dem Schnupftuch in der Hand und der Brille sitzt er da, auf den ersten Blick von andern Gästen eines Zürcher Wirtshaustisches kaum zu unterscheiden. Welch sonderbares Gegenüber in dem Wesendonck'schen Haus: Richard Wagner neben Gottfried Keller, der furchtbare Erfinder leidenschaftlicher Aufschreie, der Schauspieler und Verführer zu verwehrtesten Bezirken neben ihm, der um nicht minder wunderbare Dinge wusste, doch um des Menschen-

möglichen und Echten willen sie verschwieg und unbekümmert den Verdacht der Spiessbürgerlichkeit ertrug.

Doch jenes Ineinanderspielen der hellen und der dunkleren Kräfte, das Keller seinen Gestalten gönnt, war ihm persönlich nicht beschieden. Lang hat er umsonst versucht, das Zarte und das Unsagbare in sein Leben einzuflechten. Die Frauen waren ihm nicht hold. Die beiden einzigen, die es waren, hat der Tod dahingerafft, Henriette Keller und viel später Luise Scheidegger, die ins Wasser gegangen ist und mit den nassen Haaren dem Erschütterten im Traum erschien. Der Dichter all der vielen unvergesslichen Gestalten, „wie die bittre Erde sie nicht hegt", weiss von sich selber nur zu sagen:

„Um die Sage, um ein Märchen,
Um den Tod hab ich geworben",

und diese frühen Verse bleiben durch sein ganzes Leben wahr.

Freunden gegenüber schliesst die Scham ihm seine Lippen zu, immer dichter, je höher mit den Jahren die Flut des Herzwehs steigt. Sie haben ihre liebe Not mit ihm, dem Missgelaunten, Unbehülflichen, der kein Salomon Landolt, sondern, ach, so schwierig ist, wenn ihm der Humor nicht beispringt und die Seele komisch umgekehrt in seinem Spiegel zeigt.

Der Abschied vom Romantischen wird für den Menschen nur ein Schmerz, Verlust der Jugendträume, die wie „Lindenwipfelwehn" entflohn. Und hinter seiner Welt, die zur Vollendung reift und weiter nichts bedarf, steht er, für den's zu Ende ist und nichts zu hoffen gibt.

Wie wenig verstand sich doch Varnhagen von Ense auf Gottfried Kellers Gemüt, wenn er meinte, die Neigung zu so düstern Gegenständen wie „Lebendig begraben" sei mehr aufgetragen als wesentlich. Zu tief hat der „gefrorne Christ" um der Verdammung Qual gewusst.

„geheim zu leuchten, ewiglich versenkt".

Und jene Stimme, welche fragt:

„Hört man nicht klopfen laut da obenwärts
Hier mein zum Blühen so bereites Herz?"

gehört demselben Wesen an, das der Dichter dieser hellbeglänzten, rüstigfrohen Welt schaudernd in der „Winternacht" aus der Tiefe steigen sah, Judith ähnlich an Gestalt:

„Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt,
Still und blendend lag der weisse Schnee.
Nicht ein Wölklein hing am Sternenzelt,
Keine Welle schlug im starren See.

Aus der Tiefe stieg der Seebaum auf,
Bis sein Wipfel in dem Eis gefror;
An den Aesten klomm die Nix herauf,
Schaute durch das grüne Eis empor.

Auf dem dünnen Glase stand ich da,
Das die schwarze Tiefe von mir schied;
Dicht ich unter meinen Füssen sah
Ihre weisse Schönheit Glied um Glied.

Mit ersticktem Jammer tastet' sie
An der harten Decke her und hin —
Ich vergess das dunkle Antlitz nie,
Immer, immer liegt es mir im Sinn!"